

... weiter von Seite 7:

Die GfM ist ein eingetragener Verein, der 1985 gegründet wurde. Sie will der Partikularisierung der Medienwissenschaft in Deutschland entgegenwirken und sucht den interdisziplinären Austausch. Ästhetische, historische, soziologische, psychologische

und kommunikationstheoretische Ansätze sollen gemeinsam diskutiert werden, um dadurch auch Forschungsdefizite erkennen und neue Forschungsschwerpunkte formulieren zu können. Auch öffentliche Debatten sollen angestoßen werden und die Medienwissenschaft an den deutschsprachigen Hochschulen

stärkere Gewichtung erfahren.

Absolventinnen und Absolventen medienwissenschaftlicher Studiengänge wird durch die GfM die Möglichkeit geboten, den Kontakt zur Wissenschaft und ihren aktuellen Diskussionen zu wahren und gleichzeitig berufspraktische Erfahrungen in diese einzubringen.

„Flutet die Hörsäle“ ein Interview mit Vinzenz Hediger, dem Vorsitzenden der Gesellschaft für Medienwissenschaft

Von Andreas Kleinert

Wichtigster Termin dieses Jahr: die Jahrestagung der Gesellschaft für Medienwissenschaft in Potsdam. Grund genug mit ihrem Vorsitzenden Vinzenz Hediger

über ebendiese Tagung sowie uns betreffende Hochschulpolitik im Speziellen und über Medienwissenschaft im Allgemeinen zu sprechen.

Prof. Dr. Hediger studierte Filmwissenschaft, Philosophie und Amerikanistik in Zürich und arbeitete anschließend als Journalist und Filmkritiker. Von 2004 bis 2011 hatte er die Professur für Theorie und Geschichte bildokumentarischer Formen an der Ruhr-Universität Bochum inne. Seit April 2011 ist er Professor für Filmwissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Herr Prof. Dr. Hediger, die Gesellschaft für Medienwissenschaft hält ihre Jahrestagung vom 5. - 8. Oktober 2011 in Potsdam ab. Warum wurde gerade unser Hochschulstandort ausgewählt?

Die Universität Potsdam ist in den letzten Jahren zu einem der führenden Standorte der Medienwissenschaft in Deutschland geworden. Die Jahrestagung der GfM findet turnusgemäß jedes Jahr an einem für das Fach wichtigen Standort statt und wir freuen uns sehr, dass wir 2011 zum ersten Mal in Potsdam zu Gast sein dürfen. Besonders reizvoll ist auch, dass die Tagung von der Universität Potsdam in Zusammenarbeit mit der nahe gelegenen HFF ausgerichtet wird, die ebenfalls einen medienwissenschaftlichen Studiengang anbietet.

An wen richtet sich die Tagung?

Die GfM-Tagung dient zunächst der Selbstverständigung des wissenschaftlichen Feldes. Hier präsentieren Medienwissenschaftlerinnen und Medienwissenschaftler ihre neueste

Forschung und diskutieren gemeinsam über ein für das gesamte Feld relevantes Thema. Angesprochen sind in erster Linie Studierende, der wissenschaftliche Nachwuchs, Professorinnen und Professoren, aber auch die breitere, an Wissenschaft interessierte Öffentlichkeit. Man könnte es auch so formulieren: Auf der GfM-Jahrestagung treffen sich die Professorinnen und Professoren miteinander und mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs und die Studierenden können sich ein Bild davon machen, was in dem Fach, das sie studieren, im Moment an aktueller Forschung läuft. Daneben nehmen auch Vertreterinnen und Vertreter wissenschaftlicher Verlage teil, die ihre neuesten Publikationen im Bereich Medienwissenschaft präsentieren, ihre Autorinnen und Autoren treffen und sich in den Konferenz-Panels auf die Suche nach neuen Autorinnen, Autoren und Themen machen. Schließlich aber kann sich auf der GfM-Tagung jeder, der sich dafür interessiert, ein Bild von den neuesten Entwicklungen in diesem gesamtgesellschaftlich hochrelevanten Feld machen.

Das diesjährige Thema lautet „Dysfunktionalitäten“. Warum ist dies Ihrer Meinung nach für eine breitere Öffentlichkeit interessant?

Die öffentliche Wahrnehmung von Medien ist in der Regel geprägt von dem Verdacht, dass Medien unbeschränkt mächtig und wirkungsvoll sind. Die sogenannten „Massenmedien“, vor allem das Fernsehen, so glaubt man gemeinhin, bestimmen die öffentliche Meinung, und sie erzielen viele und nicht selten schädliche Wirkungen. Unterstellt ist dabei, dass Kommunikation immer funktioniert, und dass es nur darauf ankommt, den richtigen Leuten die richtigen Inhalte zu kommunizieren. Das Thema „Dysfunktionalitäten“ stellt diese Annahmen in Frage und verweist auf die Momente des Unterbrechens, des Zusammenbruchs der Kommunikation, der Irritation der Medien und durch die Medien, des Auf-Sich-Selbst-Zurückfallens der Medien, und so weiter. Das Thema wird uns mit anderen Worten dabei helfen, ein klareres und deutlicheres Bild davon zu bekommen, was Medien sind, wie sie funktionieren, und vor allem: wie sie nicht funktionieren.

Würden Sie sich auch eine starke studentische Partizipation an der Tagung wünschen? Wenn ja, in welcher Form?

Oh ja, und wie. Flutet die Hörsäle! Füllt die Vortragsräume! Beteiligt Euch an Diskussionen! Sprecht die Leute an, stellt Fragen, verwickelt sie in Diskussionen, lernt sie kennen, hinterlasst einen bleibenden Eindruck.

Die GfM schreibt sich dezidiert die Initiierung öffentlicher Debatten als Zielsetzung auf die Fahnen. Brauchen wir auch abseits der Fachöffentlichkeit eine öffentliche Debatte zum Thema Medien, die über das, was sowieso schon regelmäßig von den Medien selbst zum Gegenstand gemacht wird (BILD, Öffentlich-rechtliche vs. Private, Internetnutzung von Kindern, ...) hinausgeht? Wenn ja, warum und mit welchen Inhalten?

Ich persönlich finde, dass es an der Zeit ist, eine öffentliche Debatte über den Nutzen und Nachteil der Medienphobie zu führen. Medien werden nach wie vor zunächst und zumeist unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Pathologien verhandelt: Videospiele verwandeln Leute in Amokläufer, das Fernsehen lässt die Seele verkümmern, wer im Internet surft, lernt nicht mehr richtig lesen, und so weiter. Medien treten in solchen Szenarien als Gefahrbringer auf, die von außen in an sich doch ganz harmonische gesellschaftliche Zustände einbrechen. Tatsächlich aber, und das ist eine zentrale Einsicht der Medienwissenschaft, sind Medien – von der Schrift bis zum Internet – immer schon Teil gesellschaftlicher Prozesse, ja überhaupt die Voraussetzung dafür, dass es so etwas wie „Gesellschaft“ gibt. Gegen die Medienangst gleichsam therapeutisch vorzugehen und diese Einsicht ins breitere Bewusstsein zu tragen, wäre eine mögliche Aufgabe.

Neben inhaltlichem Austausch ist die Vernetzung deutschsprachiger Medienwissenschaftlerinnen und

-wissenschaftler sicher ein wichtiges Anliegen sowohl der Tagung als auch der GfM im Allgemeinen.

Wie zufrieden sind Sie mit der aktuellen Situation? In welchen Bereichen könnte man nachbessern?

Die Tagung entwickelt sich in genau die Richtung, die wir uns vorgestellt hatten, als wir vor vier Jahren das Format geändert haben. Früher

trafen sich zur Jahrestagung in erster Linie die Professorinnen und Professoren. Sie trugen sich gegenseitig ihre Beiträge vor und fragten sich dann, weshalb ihr Fach eigentlich keinen Nachwuchs habe – kein Wunder, denn sie hatten den Nachwuchs ja nicht eingeladen. Das wollten wir ändern, das hat sich geändert, und damit wurde eine Entwicklung angestoßen, die noch keineswegs abgeschlossen ist. Mittlerweile kommen viele Professorinnen und Professoren ihrer heiligen Pflicht der Nachwuchssichtung nach, und die jungen Forscherinnen und Forscher nutzen die Tagung, um ihre Arbeit einer breiteren Fachöffentlichkeit vorzustellen. Das beste Instrument der weiteren Vernetzung innerhalb Deutschlands scheinen mir die Arbeitsgruppen der GfM zu sein, an denen sich jedes Mitglied je nach Lage seiner wissenschaftlichen Interessen beteiligen kann (nähere Informationen: www.gfmedienwissenschaft.de). Darüber hinaus gibt es natürlich auch europäische Netzwerke, vor allem NECS, das *European Network for Cinema and Media Studies* (www.necs-initiative.org), an dem auch viele deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beteiligt sind, und in dem einige der Organisatoren der Potsdamer GfM-Konferenz seit seinen Anfängen 2006/2007 eine wichtige Rolle gespielt haben.

Auf wissenschaftlicher Ebene findet ein medienwissenschaftlicher Diskurs oder Austausch zum Beispiel über die GfM-Tagung statt. Von einer größeren

Vernetzung auf Hochschulebene merke ich im studentischen Alltag zumindest relativ wenig. Wäre so

etwas überhaupt sinnvoll? Ist hier etwas angedacht, gewünscht, in Planung?

Früher trafen sich zur Jahrestagung in erster Linie die Professorinnen und Professoren. Sie trugen sich gegenseitig ihre Beiträge vor und fragten sich dann, weshalb ihr Fach eigentlich keinen Nachwuchs habe – kein Wunder, denn sie hatten den Nachwuchs ja nicht eingeladen.

Eine Vernetzung findet laufend statt auf der Ebene der Koordination der Studiengänge. Die Studiengangsdatenbank auf der Website der GfM ([www.gfmedien-](http://www.gfmedienwissenschaft.de/gfm/studiengaenge)

www.gfmedienwissenschaft.de/gfm/studiengaenge) gibt einen Überblick über die medienwissenschaftlichen Studiengänge im deutschsprachigen Raum. Diese erkennen sich gegenseitig als anschlussfähig an, sodass die Möglichkeit der Fortsetzung des Studiums an einem jeweils anderen Studienort gewährleistet ist – etwa wenn Sie nach dem BA für das Masterstudium aufgrund anderer inhaltlicher Schwerpunktsetzungen an eine andere Uni wechseln möchten. Anzustreben ist ferner der Aufbau gemeinsamer Promotionsstudiengänge.

Die Medienwissenschaft im deutschsprachigen Raum wird auf der Internetseite der GfM als dezidiert technik- und mediengeschichtlich beschrieben. Gibt es weitere Punkte, die zur Profilierung einer deutschsprachigen Medienwissenschaft beitragen?

Medienwissenschaft beschäftigt sich ganz allgemein mit Geschichte und Ästhetik der Medien und das heißt zunächst einmal, ganz einfach, aber nicht banal, mit den Medien selbst. Das ist auch die – scharfe und eindeutige – Trennlinie gegenüber der Kommunikationswissenschaft. Medienwissenschaft konstituiert sich als wissenschaftliches Feld über die Annahme, dass die Kanäle der kulturellen Kommunikation selbst Faktoren und Elemente der Kultur sind und sich zu so etwas wie Kommunikation nicht neutral verhalten. In diesem Sinne ist es auch genau zutreffend, wenn der Wissenschaftsrat in seinem Bericht zur Entwicklung der Medienwissenschaft festhält, dass diese die besten Anlagen zu einer geisteswissenschaftlichen Grundlagendisziplin hat. Die Frage, ob es eine spezifisch deutsche Medienwissenschaft gibt, interessiert mich persönlich nicht besonders. Gewiss gibt es Leute,

die in der Medienwissenschaft die letzte Reinkarnation der deutschen „Kultur“ in ihrem jahrhundertalten Kampf gegen den Flachgeist der angelsächsischen „Zivilisation“ entdecken wollen.

Ich hingegen würde sagen, dass gute Ideen überall entstehen können, selbst in Deutschland. Wenn es eine

Leute, die wissen, was schon gesagt wurde, und damit auch, was noch gesagt werden könnte, werden interessantere Wissenschaft betreiben als solche, die vor allem den Sound der Stimme des Meisters beherrschen.

Besonderheit der deutschsprachigen Medienwissenschaft gibt (eine, die mir persönlich auffiele oder einleuchten würde), dann eine, die dieses neue Feld mit gewissen anderen etablierten geisteswissenschaftlichen Disziplinen hierzulande teilt, nicht zuletzt mit der Philosophie: ein hohes theoretisches Reflexionsniveau, verbunden mit einer Leidenschaft für die historische Tiefenschärfe. An manchen französischen Universitäten – auch in unserem Fach, und selbst an den besten – macht man sich als Studierender in erster Linie mit der Lehrmeinung des lokalen Meisterdenkers vertraut. Schulbildungen gibt es auch in Deutschland, aber selbst dort, wo es Schulen gibt, legitimieren sich diese in der Regel im Durchgang durch eine Geschichte des Denkens, auf die sie aufbauen, oder die sie abzuschließen sich anschicken. Es mag das Erbe Hegels sein – jedenfalls sorgt es dafür, dass Sie als Studierende der Medienwissenschaft an einer deutschen Universität über das, was bisher geschah, in der Regel besser informiert sind, als Kollegen und Kolleginnen anderswo. Das scheint mir ein klarer Standortvorteil zu sein. Leute, die wissen, was schon gesagt wurde, und damit auch, was noch gesagt werden könnte, werden interessantere Wissenschaft betreiben als solche, die vor allem den Sound der Stimme des Meisters beherrschen.

Die Medienwissenschaft ist, auch an Hochschulen, eine sehr junge Wissenschaft, die sich zudem rasant entwickelt hat. Kann man deshalb davon ausgehen, dass der Hochschulstudiengang Medienwissenschaft standortabhängig stärker ausdifferenziert ist als andere Studiengänge?

Ja und nein. Die Gründergeneration der Professorinnen und Professoren der Medienwissenschaft bestand aus einer Gruppe von Leuten, von denen viele auf ihre jeweils eigene Weise und

durchaus mit Berechtigung davon überzeugt waren, dass sie das Fach quasi im Alleingang begründet hatten. Gemeinsam war ihnen oft nur ein Interesse an der leitenden französischen Theorie der 1960er und 1970er Jahre, dem Poststrukturalismus. Es ergab sich daraus ein Bild, das ein wenig an die Szene aus *Asterix und die Goten* erinnerte, in der Miraculix den Zaubertrank an eine ganze Reihe von Goten verteilte, die dann alle ihre eigene kleine Armee aufstellten und sich gegenseitig die Köpfe einschlugen – ohne erkennbaren Terraingewinn für irgendjemanden, denn sie hatten ja alle den französischen Zaubertrank intus. Mittlerweile hat sich das Feld wenn schon nicht homogenisiert, so doch koordiniert. Mittlerweile sind wir bei Sun Tzu angelangt: getrennt marschieren, vereint schlagen. Oder vielleicht sind wir auch schon einen Schritt weiter. An den verschiedenen Standorten treffen Sie mittlerweile auf allen Ebenen Leute aus unterschiedlichen Schulen und mit unterschiedlichen Spezialisierungen, und die Studiengänge haben sich ja untereinander abgestimmt und erkennen sich gegenseitig an.

In welche Richtung wird sich das Fach Ihrer Meinung nach mittelfristig entwickeln?

Die Medienwissenschaft hat sowohl das Potential, sich als geisteswissenschaftliche Schlüsseldisziplin wie auch als Feld, das quer zu einer Reihe von Disziplinen steht und die Systematik der Geistes- und Sozialwissenschaften umschichtet, zu etablieren. Es ist ein dynamisches, junges Feld mit exzellentem Nachwuchs.

Die Medienwissenschaft hat sowohl das Potential, sich als geisteswissenschaftliche Schlüsseldisziplin wie auch als Feld, das quer zu einer Reihe von Disziplinen steht und die Systematik der Geistes- und Sozialwissenschaften umschichtet, zu etablieren.

Es würde mich erstaunen, wenn der derzeitige Wachstumsschub bald an ein Ende kommen würde.

Unser Studiengang befindet sich in der Situation, teils an einer Fachhochschule, teils an einer Universität gelehrt zu werden. Sind Kooperationen dieser Art wünschens- und nachahmenswert?

Solche Kooperationen bieten auf jeden Fall die Chance einer „Cluster“-Bildung, wie es so schön heißt: Sie ermöglichen es, an einem Standort Potentiale freizusetzen, über welche die Universität alleine (noch) nicht verfügt. Grundsätzlich ist zu sagen, dass deutsche Universitäten strukturalistisch konservativ sind und nicht sehr schnell auf Umbrüche reagieren, wie sie sich gerade im Bereich der Medienwissenschaft vollziehen. Wenn sich in einem Fach auf 77 Studienplätze 5315 Anwärterinnen und Anwärter bewerben, wie im Wintersemester 2010/11 in Bochum geschehen, dann müsste man auf solche Nachfrage eigentlich mit dem Ausbau der Institute reagieren. In den Niederlanden beispielsweise ist dies der Fall. Die Abteilung für Medienkulturwissenschaft an der Universität Amsterdam, an der mittlerweile auch eine ganze Reihe von Medienwissenschaftlerinnen und Medienwissenschaftlern arbeiten, die in Deutschland ausgebildet wurden, ist in den letzten fünfzehn Jahren zur größten der philosophischen Fakultät angewachsen, mit fünf ordentlichen Professuren, sieben außerordentlichen und rund zwanzig Assistenzprofessuren. Das wäre ja auch ein mögliches Vorbild für deutsche Universitäten.

Sie haben sieben Jahre an der Ruhr-Universität Bochum gelehrt: Was zeichnet diesen Studiengang aus, was könnten wir von ihm lernen? Was würden Sie gerne von uns übernehmen?

Das Institut ist mit sieben Vollprofessuren und zwei Juniorprofessuren groß genug, als dass man Medienwissenschaft in der ganzen

Breite ihrer Ansätze und Gegenstände studieren kann. Die Uni Bochum hat hier bewusst eine Vorreiterrolle eingenommen. Vergleichbare Strukturbildungen könnte man auch an anderen Universitäten in Erwägung ziehen. Am Potsdamer Institut gefällt mir persönlich die Nähe der Kunstwissenschaft.

In den Papieren der GfM kann man immer wieder eine stark betonte Abgrenzung zu Studiengängen wie Kommunikationswissenschaft feststellen. Warum und in welchem Maße ist eine solche Profilierung nötig?

Eine klare Abgrenzung und deutliche Profilierung der Unterschiede ist deshalb notwendig, weil es sich um zwei unterschiedliche Disziplinen mit unterschiedlichen Fachtraditionen, Herkünften, Entwicklungsperspektiven und Berufsbildern für Studienabgängerinnen und Studienabgänger handelt. Die Publizistik und Kommunikationswissenschaft kreist im Wesentlichen weiterhin – und mit aller Berechtigung – um die Massenmedien, also die organisierte Kommunikation, die wenige mit vielen führen, und um deren ethische und politische Implikationen. Die Medienwissenschaft hingegen fasst den Bereich des Medialen weiter und stellt die Frage nach der Geschichte und der Ästhetik der Medien allgemein, wobei Medien als Bedingungen von Kultur überhaupt verstanden werden. Das sind zwei sehr unterschiedliche Blick- und Fragerichtungen, über deren Unterschied gerade auch potentielle Studienanwärterinnen und Studienanwärter bei jeder sich bietenden Gelegenheit in der gebotenen Deutlichkeit aufgeklärt werden müssen.

Ist es darüber hinaus sinnvoll, die Medienwissenschaft grade an Hochschulen für kommunikationswissenschaftliche Inhalte zu öffnen?

Klar, weshalb nicht. Die Qualität des Studiums an deutschsprachigen Universitäten bestand früher einmal darin, dass intellektuell rege Studierende sich in den unterschiedlichsten Fächern umtun konnten. Diese Möglichkeit hat die Bologna-Reform stark eingeschränkt. Trotzdem gibt es die Möglichkeit des Mehrfach-Studiums weiterhin. Allerdings scheinen mir Fächer wie die

Kunstwissenschaft und die Philosophie oftmals eine stärkere Affinität zur Medienwissenschaft aufzuweisen als die Kommunikationswissenschaft.

Sie selbst haben in der Schweiz studiert. Was würden sie sich für das deutsche Hochschulsystem als solches wünschen?

Die finanzielle Ausstattung der Schweizer Universitäten. Wenn wir in Deutschland an den Universitäten so viel Geld hätten wie die Schweizer, wäre das deutsche Universitätssystem in wenigen Jahren wieder das, was es einmal war: das beste der Welt.

Man hört oft die Beschwerde, dass Forschung und Lehre immer mehr auseinanderdriften. Sehen Sie das auch in den Medienwissenschaften als Problem?

Nicht wirklich. Gewiss gibt es auch in unserem Fach Institute, in denen die profilierten Professorinnen und Professoren so sehr in die Drittmittel-Forschung eingebunden sind, dass die Studienanfängerinnen und -anfänger sie nur noch vom Hörensagen kennen und es ist leider auch so, dass manche Kollegin und mancher Kollege – nicht unbedingt in unserem Fach, aber anderswo sehr deutlich – es als Adelstitel ansehen, wenn sie mit Studierenden möglichst nichts mehr zu tun haben. Das ist in der Tat eine Fehlentwicklung. Die Integration von Forschung und Lehre, diese geniale Erfindung Humboldts, macht die Stärke des deutschen Universitätssystems aus. Alle Tendenzen, die beiden Bereiche auseinander zu dividieren und die Lehre gegenüber der Forschung abzuwerten, müssen bekämpft werden. Aber das Schlimmste scheint bereits überstanden zu sein. Die Ruhr-Universität zum Beispiel ist gerade mit einem Konzept in die zweite Runde der Exzellenzinitiative vorgestoßen, das ganz dezidiert auf die Engführung von Forschung und Lehre setzt. Der Trend geht wieder hin zu Humboldt.

An was forschen Sie selber gerade? Wie binden Sie in diese Forschungen ihre Studierenden ein?

Wenn ich mir bei einer wichtigen, großen Tagung ein Panel mit vier gut vorbereiteten Vorträgen anhöre, dann bekomme ich in zwei Stunden den Kern von vier Büchern vermittelt. Das ist eine ziemlich effiziente Form der Wissensaneignung.

Wir arbeiten weiterhin an dem, was wir eine *Praxeologie der marginalen Formen* nennen: einer Auseinandersetzung mit AV-Medien in nicht-künstlerischen Gebrauchskontexten, also etwa mit Indus-

trie- und Wissenschaftsfilmen, wobei unser Ansatz in das offene Feld zwischen bildtheoretischen und netzwerktheoretischen Ansätzen (also etwa zwischen „Bildwissenschaft“ und „Actor-Network-Theory“) vorstößt. Daneben bereite ich gerade ein Projekt zum Thema „Sichtbares Unrecht“ vor. Beide Themen werden in der Lehre verhandelt, und mitunter gibt es auch Projektarbeiten, an denen die Studierenden beteiligt werden.

Zum Schluss: Was versprechen Sie sich von der anstehenden Jahrestagung für Ihre eigenen Forschungen?

Es gilt folgende Faustregel: Wenn ich mir bei einer wichtigen, großen Tagung ein Panel mit vier gut vorbereiteten Vorträgen anhöre, dann bekomme ich in zwei Stunden des Zuhörens die Essenz oder den Kern von vier Büchern (oder zumindest von großen Aufsätzen) vermittelt. Das ist eine ziemlich effiziente Form der Wissensaneignung und der Aufarbeitung des Forschungsstandes. Das sollten Sie sich als Studierende auch mal so überlegen. Nicht zuletzt deshalb, aus Gründen der Ökonomie der Wissensaneignung, lohnt sich die Teilnahme an der GfM-Tagung.

